

Forum

JOSEF JOFFE

Selbsterstörung eines Denkmals – Kaum Forschung, nur Leere: der Niedergang der deutschen Universität¹

Drei Geschichten aus der deutschen Hochschulwelt. Die erste: Wie er denn in der Massenuniversität Qualität hochhalte, wird der berühmte Historiker X. gefragt. Das könne er nicht, lautet die verblüffende Antwort. Denn: Schraube er die Anforderungen zu hoch, wanderten die Studenten zu den „leichteren“ Kollegen ab. Und die würden ihm die Zusatzlast sehr übelnehmen. Ergo beuge er sich um des lieben Friedens willen dem Mittelmaß. Zweite Geschichte: Seit Jahren betreibt der Soziologe Y. einen Lehrstuhl, wo „jeder Dreck“, so eine deutsche Wochenzeitung, als „Dissertation durchgehen kann“. Der Kultusminister, seinerzeit von der Presse darauf aufmerksam gemacht, bedauerte: Ein Professor müsse schon silberne Löffel stehlen oder gar unzurechnungsfähig sein, damit man ihn aus seinem Amt entfernen könne. Seelische Probleme? Ein Kultusminister, jüngst auf derlei Symptome bei einem Professor in seinem Bericht angesprochen, winkt ab: „Ich weiß, kann aber nichts machen. Universitätsautonomie.“

Dritte Geschichte: Für den Alsbald-Emeritus Z. wird ein Nachfolger gesucht. Die interessanten Kandidaten, dafür sorgt der Dekan, werden ignoriert oder ausgesiebt. Der eine hatte einst öffentlich das Institut kritisiert, sich überdies mit einem anderen Emeritus solidarisiert, den der Dekan und seine Freunde schrecklich haßten. Der zweite war zu prominent, mit zu vielen Publikationen, ein fordernder Lehrer; er hätte womöglich die Preise verdorben. Ein dritter war ebenfalls zu bekannt, auch zu ehrgeizig und zu kontrovers. Ein vierter war der Favorit des scheidenden Ordinarius, der dem Dekan zu häufig in die Quere gekommen war. ¹

Auf der Liste erscheinen nur zwei Namen: gestandene Kollegen, die nicht aus der Schablone fallen. Ein akademischer Untergrundkrieg bricht aus. Sondervoten werden placiert, der Senat schickt die Zweier-Liste zurück, die C-4-Causa rutscht die politische Leiter rauf und runter, bis zum Ministerpräsidenten. Berufen wird trotzdem der Mann des Dekans, eines ewigen C-3-Professors, der zwar nie Bahnbrechendes publiziert, aber um so klügere Politik in der Uni und im Institut betrieben hatte.

Harvard zum Beispiel

Vergleichen wir dies mit dem Usus in Harvard, der Universität, die zweifellos die Weltrangliste anführt. Dann wird deutlich, warum die deutsche Universität, einst Modell für den Rest der Welt, weiter zurückfällt und damit auch das Schicksal der einst großen europäischen Universitäten wie der Sorbonne teilt. Der Historiker X. und der Soziologe Y. ließen sich in sich in Harvard kaum vorstellen. Ihre dortigen Kollegen müssen sich jedes Semester der (anonymen) Qualitätsprüfung durch ihre Studenten unterziehen. Der Lehrer verteilt eine Art TÜV-Formular. Hat er über die Köpfe der Studenten hinweggeredet – oder unter ihrem Niveau doziert? Hat er seine Vorlesungen gut vorbereitet, gut strukturiert? Haben sie über die Literaturliste hinaus Wissen vermittelt? War er zugänglich?

Tausende dieser Bögen werden hinterher tabuliert und ausgewertet; das Resultat erscheint zum Beginn des nächsten Uni-Jahres im *CUE Guide*, dem Führer des Committee on Undergraduate Education. Die Funktion ist eine dreifache:

1. Der Student, der immerhin 26.000 Dollar im Jahr für sein Studium hinlegen muß, kann sich ein Bild machen von dem „Produkt“, das er kraft Einschreibung in den Kurs „kauft“: Wird er den Gegenwert in Form eines exzellenten Lern-Erlebnisses bekommen?
2. Der Professor merkt: Ich mache es richtig – oder falsch. Nach der zweiten, dritten Schlechtnotung wird er über Besserung nachsinnen.
3. Der Department-Chef und die lieben Kollegen können es nachlesen. Da sie eine kollektive Reputation zu verteidigen haben, werden sie ein kollegiales Gespräch mit dem betreffenden Professor führen. Unvorstellbar also, daß das Lehrniveau, wie vom Historiker X. beschrieben, auf den kleinsten gemeinsamen Nenner zurückfällt.

Den Lehrer, dessen Lehrfähigkeit unter die Räder geriet, den gab es in verschärfter Form tatsächlich in Harvard. Es war dies ein brillanter Politologe, der Definitives über den Sonderweg der amerikanischen politischen Philosophie geschrieben hatte. Plötzlich ging der Mann mental über Bord. Das Department sah eine Weile zu, dann schritt der

¹ Der Abdruck dieses Beitrages erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Autors. Die Erstpublikation erfolgte in der „SZ am Wochenende“ vom 9./10. März 1996.

Chairman ein. Der Professor wurde gebeten, sich einer Therapie zu unterziehen; er wurde ein Jahr lang bei voller Bezahlung auf Krankenurlaub geschickt. Es waltete also die Solidarität mit einem großen Mann – aber auch das Qualitätsbewußtsein einer Korporation, die wußte, was sie sich selbst und den Studenten schuldete.

Schließlich der dritte Fall, die Berufung des Z.-Nachfolgers: in Harvard unmöglich. Der langjährige Dekan der *Faculty of Arts and Sciences*, Henry Rossovsky, beschrieb den Beginn eines Berufungsverfahrens mit diesem kategorischen Satz: „Wir fragen: Wer ist der beste Mann, die beste Frau in der Welt für diesen Stuhl?“ Dann liest ein Department-Ausschuß alles, was die Kandidaten veröffentlicht haben. Referenzen werden rings um die Welt eingeholt. Schließlich, nach dem üblichen politischen Hickhack, den es auch in Harvard gibt, entscheidet sich das Department für seine Nr. 1.

Nur: Damit hat die Nr. 1 die entscheidende Hürde für die Lebensanstellung noch nicht genommen. Jetzt wird ein zweiter Ausschuß, das „Ad-hoc-Committee“ zusammengestellt. Es besteht aus Koryphäen des Fachs, die *nicht* in Harvard lehren, sowie aus Harvard-Professoren, die in anderen Abteilungen unterrichten. Der Universitätspräsident hat bei einem Patt die ausschlaggebende Stimme. Der Prozeß beginnt aufs neue: Es wird gelesen, nachgefragt, interviewt. Briefe werden an Autoritäten in der ganzen Welt verschickt, die den Kandidaten mit anderen Größen seines Gebietes vergleichen sollen. Dann kommt das endgültige Placet – oder das Nein.

Wozu diese aufwendige Prozedur? Ganz einfach: Die End-Entscheidung landet so bei Leuten, denen Objektivität zumindest unterstellt werden darf – die nicht per Clique oder Interesse an das berufende Department gebunden sind. Denn sie kommen ja aus Yale, Berkeley oder aus fremden Abteilungen. Das Department kennt diese zweite Qualitätshürde, wird es also nicht wagen, ein genehmes, aber lahmdendes Pferd auf den Parcours zu schicken. Zumal da das ausschlaggebende Votum der Präsident hat, dessen Interesse der ganzen Universität gilt. Und dieses zwingt ihn, den Besten zu holen – nicht die Seilschaften zu bedienen. Dem Gesamtwohl verpflichtet, muß der Präsident dafür sorgen, daß Harvard den besten Lehrkörper hat. So kriegt Harvard auch die besten Studenten, die wiederum die besten Lehrer anziehen – und damit auch die fettesten Forschungsaufträge und immer so weiter – im Engelskreis.

Das Privilegien-Kartell

Das Problem einer jeden Institution läßt sich in ein „Eisernes Gesetz“ kleiden. Auf sich allein gestellt, abgekapselt von äußerer Konkurrenz oder Vorgaben von oben, fällt jede Institution dem Qualitätsverfall anheim. Denn: Keiner holt sich freiwillig einen Neuen in die Gilde, der ihm Kraft seiner Energie und Brillanz gefährlich werden könnte. Solche Leute verdrängen die weniger talentierten oder milde gewordenen Alten und verderben die Preise. Mathematisch ausgedrückt: Allenfalls erstklassige Leute fördern Spitzenkandidaten; zweitklassige Leute fördern die dritte Garnitur, drittklassige die vierte ...

Das ist nicht allein das Problem der deutschen Universität; der Trend herrscht in Ämtern, Firmen, Zeitungen – überall. Nur: In der deutschen Universität konterkariert fast nichts diese naturgegebene Kraft. Ihr Haupt-Handikap ist es, daß sie (wie auch die französische oder italienische Universität) nicht im Markt produzieren muß. Sie muß sich ihr Geld nicht verdienen, sie darf sich ihre Studenten nicht aussuchen (auch in den Numerus-clausus-Fächern wartet eine zentrale Vergabestelle), sie „verkauft“ ein Produkt, das umsonst ist und den „Konsumenten“ nicht zwingt, für sein kostbares Geld den besten Gegenwert herauszusuchen.

Er wüßte auch nicht, wie: Inwiefern ist die Uni München „besser“ als die FU Berlin? Da sie nicht miteinander konkurrieren, haben sie auch kein geschärftes Interesse daran, das bessere Produkt herzustellen und mit diesem auf den Markt zu gehen. Folglich fehlt die Transparenz. Komplex aufgefächerte Ratings wie in den USA gibt es hier nicht. Was gibt die Uni pro Student aus? Wie viele Studenten kommen auf einen Lehrer? Das läßt sich wegen der vielen Karteileichen gar nicht berechnen. Wie selektiv ist der Zugang, wie gut sind die Studenten, gemessen an nationalen Tests? Reputation in den Augen universitätsfremder Experten? Deutsche Ratings geben kaum mehr her als einen „Wohlfühl-Index“.

Der deutsche Abiturient weiß allenfalls vom Hörensagen: „Da gibt's diesen berühmten Prof“ Er nimmt, was ihm die Zentralstelle für die Vergabe von Studienplätzen zuteilt; wenn er überhaupt (immer seltener) auswählen kann, sucht er sich die Großstadt mit dem höchsten Freizeitwert aus – oder die intimere Provinzuniversität. Weil der Student Qualität weder eruiert, noch wählen kann, muß die einzelne Hochschule sich nicht anstrengen. Aber es muß nicht unbedingt der Markt sein, der für Klasse sorgt. Es könnten auch administrative Anstöße von außen sein, aber die funktionieren in Deutschland nicht.

Kehren wir zurück zum „Ad-hoc-Committee“ von Harvard, wo der Präsident bei der Berufung das

ausschlaggebende Votum hat und das Gesamtinteresse gegenüber den Departments hochhält. Vorstellbar in dieser Rolle wäre auch der deutsche Uni-Präsident oder, eine Stufe höher, der Kultusminister. Nur: Sie tun es nicht. Der Universitätschef in Deutschland ist zu schwach – vorweg, weil er von der Fakultät gewählt und wiedergewählt werden muß. (Amerikanische Uni-Präsidenten werden vom universitätsfremden Aufsichtsrat gekürt.) Und der Kultusminister? Er ist nicht wirklich der Boß; der Staat überweist zwar die Steuergelder, aber am Universitätsportal steht in unsichtbaren Lettern: „Hier beginnt die Freiheit von Forschung und Lehre.“ Der Minister will sich in der Regel nicht mit der Fakultät anlegen; Ruhe ist ihm die erste Politiker-Pflicht.

Ruhe ist überhaupt die erste Pflicht an der deutschen Universität. Ja, ohne allzuviel Übertreibung läßt sich ein eifersüchtig geschütztes Privilegien-Kartell konstatieren, eine stillschweigende Verschwörung zugunsten des Status quo bei just jenen vier Gruppen, denen das Wohl und Wehe der Universität ein Herzensanliegen sein müßte: Eltern, Studenten, Professoren, Politiker.

Die Eltern: Sie müssen nichts bezahlen; damit haben sie kein Recht zur Einmischung, aber auch keinen dringenden Wunsch, am Bestehenden zu rütteln. Denn: Diesseits der Agrarpolitik der Europäischen Union ist die deutsche Universität das feinste System zur Subventionierung der Bessergestellten, das sich menschliche Hirne je ausgedacht haben. BAFöG hin oder her, die Uni gehört noch der deutschen Mittel- und Oberschicht, die 85 Prozent der Studenten stellt. 32 Milliarden blättert der Steuerzahler jährlich hin, etwa 17.000 Mark pro Student. Das ist bequem für die Eltern, bequem auch für jenen hochbezahlten Hamburger Anwalt, der seine Kanzlei schräg gegenüber von der Uni hatte und sich immer wieder umsonst einschrieb, um einen billigen Garagenplatz in der Uni zu ergattern.

Verteidigung des Status quo

Die Studenten: Natürlich gibt es viele, die wirklich studieren wollen und es auch ernsthaft tun. Trotzdem: Was umsonst ist, ist auch nicht viel wert; was nichts kostet, heischt keinen besonderen Einsatz. Mehr noch: Der kostenlose Studienplatz bietet nicht nur materielle, sondern auch psychische Anreize, die herzlich wenig mit dem Studium zu tun haben. Die Mensa wird dem Studenten subventioniert, die Krankenversicherung, die Bahn und das Flugzeug auch. Hinzu kommt: Für seine Seele, seinen Sozialstatus ist es besser, sich der Welt als Student denn als Arbeitsloser zu präsentieren. So gerät das Studium leicht zur Lifestyle-Entscheidung, zum Parkplatz für jene – die ältesten Studenten der Welt –, die in den Ar-

beitsmarkt nicht wollen oder können, ja zum informellen Steuerungsinstrument für einen sklerotischen Arbeitsmarkt, der an wachsendem Job-Mangel leidet.

Das mögen alles sozial nützliche Funktionen sein. Nur: Mit Universität und Studium haben sie nichts zu tun. Im Gegenteil: Die deutsche Universität ist zu einem gewaltigen System der Ressourcen-Fehlsteuerung verkommen. Sie tut, was ihre Aufgabe nicht sein darf, und verfehlt gerade deshalb, was sie muß. Wer je ein Fach unterrichtet hat, für das kein brutaler Numerus clausus herrscht, weiß ein traurig Lied davon zu singen. Die Hälfte der Studenten in einem nicht untypischen Pro-Seminar hat dort nichts zu suchen. Sie wollen nicht hart arbeiten, sondern gefüttert werden. Leg' ihnen eine Literaturliste mit 80 Seiten pro Woche vor, dazu noch die Pflicht zu Kurzreferaten und einem Abschluß-Paper, und sie steigen nach der zweiten Sitzung aus. (Gegenbeispiel Harvard: 250 Seiten pro Woche, ein Test mitten im Semester, ein langes Paper und/oder Abschluß-Examen.)

Die besten Studenten werden so um ihr Studium betrogen; sie glauben, in einen Daimler zu steigen, und landen in einem Trabi. Doch für eine große Gruppe ist die deutsche Universität ein gar bequemer Ort. Dort läßt es sich gut verweilen, und deshalb gehen die Massen auch nicht auf die Straße, um ein rigoroses Studienangebot einzufordern.

Die Lehrer: Auch sie schätzen den Status quo; wer würde es an ihrer Stelle nicht tun? Nirgendwo muß sich das Professoriat einer Qualitätsprüfung durch die Studenten weniger aussetzen als in Japan und Deutschland. Kein Wunder, daß die deutschen Professoren – wie jüngst eine Umfrage belegte – mit sich außerordentlich zufrieden sind. Keiner hält sie davon ab, zum x-ten Mal aus einem vergilbten Skript vorzulesen oder einen obskuren Kurs anzubieten, der nur sie selbst interessiert. Warum gibt es überhaupt (privat bezahlte) Repetitorien an deutschen Unis? Deren schiere Existenz besagt doch, daß die Jura-Professoren ihrer Aufgabe nicht gerecht werden. Keiner fragt die Magnifizenzen, ob sie nicht zu viele Gutachten gegen Bares schreiben, anstatt sich dem schweißtreibenden Match namens Pädagogik auszusetzen. Die besten rackern sich ab und sind überarbeitet, die vielen anderen – auch wenn sie einst voller Elan begonnen haben – bleiben im Trott, weil nichts sie aus der Bahn zwingt: keine Qualitätskontrolle, kein Kollegendruck.

Und bei der Forschung ist ihr persönliches Glück das Ungemach des gesamten Systems. Ihr Glück ist es, daß der deutschsprachige Markt groß genug ist, um allein in diesem veröffentlichen zu können. Deutsche Akademiker müssen sich nicht

der internationalen (sprich: englischsprachigen) Konkurrenz aussetzen, wie etwa Norweger oder Israelis. Wer hierzulande etwas werden will, muß nicht im *American Economic Review* oder *American Political Science Review* publizieren (wo inzwischen deutsche Fußnoten kaum noch zu finden sind). Es reicht das Handbuch zum Thema „Deutsche Wahlen seit 1945“, die kleingeklöppelte Monographie mit dem Untertitel „unter besonderer Berücksichtigung von ...“ Natürlich gibt es Ausnahmen in Naturwissenschaft und Medizin. Wer etwas auf sich hält, muß schon mal im *New England Journal of Medicine* oder in *Nature* veröffentlicht haben. Wer aber genauer in die Biographien der wenigen deutschen Nobelpreisträger schaut, sieht, daß etwa der eine im IBM-Labor, der andere an einer ausländischen Uni gearbeitet hat. Ansonsten ist das Glück des Mittelmäßigen das Pech der deutschen Universitätsforschung als Ganzes: Abschottung von der internationalen Konkurrenz, wenig Leistungsdruck, kaum Höchstleistung. Auch dies ist ein bequemer Status quo, an dem es nicht zu rütteln gilt.

Die Politik: Mit ein paar winzigen Ausnahmen sind deutsche Hochschulen Staatsuniversitäten. Theoretisch müßte der Staat als oberste Instanz und Mittelgewährer die Qualität anmahnen, welche die Institution aus eigener Kraft nicht zu erbringen vermag. Doch hat sich in jedem Ministergehirn die Erinnerung an 1967 ff. festgesetzt, und die besagt: Nie wieder rote Fahnen, nie wieder Rudi Dutschke, nie wieder Massenaufmärsche.

Studiengebühren? Allenfalls wird darüber geredet. Qualitätskontrolle, Studienzeitebegrenzung, Relegation? Dem schallt einem hunderttausendfach „Verschulung“ entgegen. Eingriff in die Universitäts- oder Länderhoheit? Da gehen die Professoren auf die Straße, dann formiert sich eine Länder-Phalanx von tiefrot bis tiefschwarz. Zugangskontrolle wie in Amerika oder England, geschweige denn in den akademischen Tempeln wie Harvard oder Oxford? Das sei „Elitenbildung“, die Versündigung gegen das Gleichheitsprinzip – das ist der

Beelzebub einer Gesellschaft, die sich selbst und die Studenten belügt. Denn wider besseres Wissen gaukeln wir uns vor, daß wir alle nicht nur die gleichen Chancen (richtig), sondern auch den gleichen intellektuellen und sozialen Status erwarten dürfen (leider falsch).

Mithin: Die vier Gruppen, die das Wohlergehen der Universität am stärksten beschäftigen müßte – Eltern, Studenten, Lehrer, Politiker –, sehen ihr Heil trotz aller Verfallssymptome im Status quo. Mithin darf sich nichts ändern. Mithin scheuert die Debatte seit 20 Jahren in denselben Rillen.

Der Moloch schläft

Wohlhabende Eltern und der Bundeskanzler schicken ihre Kinder, wenn sie begabt sind, nach Cambridge, England, und Cambridge, Massachusetts. Ehrgeizige Studenten mit bescheideneren Eltern-Konten bewerben sich um Auslandsstipendien. Indes ist die Zahl derer, die mit den Füßen votieren, zu klein, um den Moloch Universität aus seinem Dauerschlaf zu wecken. Er darf weiterschnarchen, weil niemand es wagt, ihn aufzustacheln – weil der Status quo uns besser paßt als die brutale, weil so lange verschlammte Reform im Namen von Anspruch, Leistung, und Exzellenz. Der Moloch wird nur ab und zu hochfahren, um „mehr Geld“ zu brummen.

Bloß: Das Geld wird weniger, und die Studenten werden es nicht. Aber was reden wir hier eigentlich? Die deutsche Universität ist doch die beste der Welt, das müssen die anderen uns erst mal nachmachen, das weiß doch jeder ... Oder?

Dr. Josef JOFFE
Süddeutsche Zeitung
(Referatsleiter Außenpolitik)
Sendlinger Str. 8
80331 München

(Der Autor hat an deutschen und amerikanischen Universitäten unterrichtet.)

Unsere neue Anschrift seit 01.01.1996:

dvs-Geschäftsstelle

Postfach 73 02 29, 22122 Hamburg

Tel.: (040) 67941212, Fax: (040) 67941213